



Band 4. Reichsgründung: Bismarcks Deutschland 1866-1890
Gesprächsabende unter Veteranen in einer Landgemeinde in Pommern (1870er Jahre)

Die folgende Textpassage stammt aus der Autobiografie des Landarbeiters Franz Rehbein (1867-1909). Kurz nach seinem Tod wurde Rehbeins Autobiografie von Paul Göhre bearbeitet und herausgegeben. Man kann hier sehen, dass selbst in einem abgelegenen Dorf in der ländlichen preußischen Provinz Pommern die Begeisterung für die „Einigungskriege“ (1864-1870/71) „Erinnerungen“ an das Heldentum der Befreiungskriege gegen Napoleon zu Beginn des Jahrhunderts wachrief. Die von Rehbein beschriebenen Veteranen versammelten sich an Stammtischen in unzähligen lokalen Kneipen in ganz Deutschland. Sie fanden sich auch in Organisationen wie dem Deutschen Kriegerbund zusammen, der bereits in seinem Gründungsjahr (1873) 27.500 Mitglieder zählte und bis 1898 auf über eine Million Mitglieder anwuchs, oder im Kyffhäuser Bund – einer reichsweiten Dachorganisation mit 2,9 Millionen Mitgliedern im Jahr 1910.

AUS MEINEN KINDERJAHREN

Hinterpommern! Puttkamerun!! – – Schon bei dem bloßen Gedanken an diese etwas verrufene Ecke unseres lieben deutschen Vaterlandes wird's einem so merkwürdig »östlich« zumute. Es ist, als wenn heute noch ein Hauch des Mittelalters über die pommerschen Flachfelder weht.

Ein Adelssitz am andern, Rittergut an Rittergut; Stammschlösser und Tagelöhnerkaten, Herrenmenschen und Heloten. Von Zeit zu Zeit ein mehr oder minder in der Kultur zurückgebliebenes Bauerndorf, und in respektvoller Entfernung voneinander die kleinen industriearmen Landstädtchen mit ihren Ackerbürgern, Kleinhandwerkern und – Honoratioren.

So präsentiert sich uns das Land der Herrn von Puttkamer, v. Köller, v. Zitzewitz, v. Bonin, v. Waldow, v. Kamecke, v. Glasenapp und wie die alteingesessenen blaublütigen Herrschaften alle heißen mögen. Und diese Gegend ist meine Heimat. In einem der hintersten Winkel von Hinterpommern, in dem Landstädtchen Nn., erblickte ich als Sohn eines Kleinhandwerkers das Licht der Welt.

Kindheit! für viele ein wonniges Wort.

Heimat! glücklich, wer sie preisen kann!

[...]

In jener Zeit hörte ich auch schon mit großem Interesse den »politischen« Gesprächen zu, die besonders während der langen Winterabende zwischen meinem Vater und einer Anzahl seiner Nachbarn und Bekannten geführt wurden. Bei uns in der »warmen Schneiderbude« war gewöhnlich der Treffpunkt dieser »Feierabends-Zunft«, wie sie sich nannte. Wenn draußen der Wind heulte und die Schneeflocken flogen, erzählte es sich am warmen Ofen ja auch ganz gemütlich. Von Zeit zu Zeit machte dabei eine riesige Schnupftabaksdose aus Birkenrinde die Runde in der Gesellschaft und jeder entnahm diesem sogenannten »Müllkasten« ein gehöriges Quantum seines braunen Inhalts, damit die Unterhaltung gleichsam neu belebend.

Das Hauptgespräch drehte sich in der Regel um Kriegsgeschichten. Es waren auch in der Tat fast alle Männer da, die auf diesem Gebiete selbst etwas erlebt hatten und aus eigener Erfahrung reden konnten. Ein Maurer und ein Schuster hatten den siebziger Feldzug mitgemacht, der eine als Infanterist, der andere bei den schwarzen Husaren. Letzterer bewahrte seine schwarze Husarenmütze mit dem Totenkopf noch immer wie ein Heiligtum auf. Ein Gärtner war 66 mit gewesen. Er erzählte mit Vorliebe von der Attacke der dritten Dragoner am 3. Juli 66, die er mitgeritten hatte und bei der er verwundet worden war. Ein Holzpantoffelmacher war Teilnehmer an dem polnischen Invasionszuge gewesen; dieser äußerte jedoch stets am wenigsten Kriegsbegeisterung. »Ja ja, wenn die ewigen Strapazen nicht wären und die schlechte Behandlung«, meinte er vielsagend. »Was hat man denn davon?« Die Senioren der »Zunft« aber waren zwei Invaliden aus den Freiheitskriegen, ein paar alte Veteranen, die von einem »Gnadensold« lebten. Sie besaßen noch ihre Mäntel aus der Franzosenzeit, in denen sie unter York und Blücher gekämpft hatten und die ihnen oft in kalter Biwaksnacht als Schlafdecke hatten dienen müssen. Ich betrachtete die beiden verwitterten Gestalten stets mit einer Art ehrfürchtiger Scheu; schienen sie mir doch schon deshalb um so verehrungswürdiger, weil es wirkliche und leibhaftige Zeugen einer Sturmzeit waren, aus der es nur noch vereinzelt Überlebende gab.

Bei den Erzählungen dieser Veteranen wurden die Geschichten und Personen jener bewegten Zeiten, von denen wir doch auch in der Schule manches lernen mußten, vor meinem geistigen Auge förmlich lebendig. Wie malte ich mir in kindlicher Phantasie den ersten Napoleon, den Blücher, den Schill, den Nettelbeck, die französischen Garden, die preußische Landwehr, die russischen Kosaken. Kugelregen, Schlachtgetümmel, Reiterattacken schwebten mir vor – ein begeistertes gegenseitiges Morden »mit Gott für König und Vaterland«. So ungefähr wurde es uns ja auch in der Schule gelehrt.

Aufrichtige Bewunderung hegte ich natürlich auch für die deutschen Heerführer des siebziger Krieges. Alles, was preußisch war, erschien mir groß, erhaben, ideal. Und das speziell »Pommersche« hiervon dünkte mich noch um vieles größer und erhabener. Kindlicher Stolz schwellte meine Brust darüber, daß es gerade die Pommern gewesen waren, die »unter persönlicher Führung Moltkes« am Abend des Schlachttages von Gravelotte den Sieg der deutschen Waffen herbeigeführt hatten. Wie ich mir das vorstellte! Gerade so mußte es ja gewesen sein, wie ich es auf einem Ruppiner Bilderbogen so herrlich »abgemalt« gesehen

hatte. Moltke mit gezogenem Degen auf prächtigem Kriegsroß voran. Hinter ihm her die Kolonnen der braven Pommern. Rechts, links und überall um ihn platzen die französischen Granaten. Reihenweise stürzen die tapferen Krieger bei dem blutigen Ansturm. In ganzen Haufen liegen und fallen Mannschaften und Offiziere, nur Moltke nicht. Unverwundbar wie der Kriegsgott selber spornt er seinen Rappen. Mit blitzendem Degen zeigt er auf den weichenden Feind, das Feldherrnauge rückwärts gewandt. So feuert er die pommerschen Grenadiere mitten im heftigsten Kugelregen an und führt sie in schneidigem Bajonettangriff über die geworfenen Rothosen hinweg zum Siege. Wirklich, dabei mußte doch jedes – Kind patriotisch werden.

Und nun erst Bismarck! War er nicht unser Speziallandsmann? Gewiß, ihm gehörte ja das pommersche Gut Varzin. Nur wenige Meilen von uns lag's entfernt mit seinen ausgedehnten Waldungen. Also hatten wir alle Ursache stolz zu sein.

Übrigens gab es ja auch in der näheren Umgebung unseres Ortes eine ganze Anzahl adeliger Gutsherrn, die an den letzten Feldzügen teilgenommen hatten, als Herr Leutnant, Herr Hauptmann, Herr Rittmeister, Herr Major oder auch als Herr Oberst. Häufig kamen diese Herren nach unserem Städtchen, jeder Zoll ein Edelmann. Im Sommer hoch zu Roß oder per Wagen, im Winter in eleganten Schlitten, in prächtige Pelze gehüllt, oft genug »viere lang« mit zwei Vorreitern, Kutscher und Diener in reicher Livree.

Honoratioren und Geschäftsleute standen dann nicht selten in ihren Haustüren und machten Bücklinge und Kratzfüße, und mancher zünftige Spießbürger rechnete es sich zur hohen Ehre an, wenn er das Glück hatte, derartig vornehme Herrschaften grüßen zu dürfen und gar – wieder begrüßt zu werden. Die Herrschaften schienen diese ehrerbietigen Grüße der Einwohner als etwas ganz Selbstverständliches zu betrachten, denn meistens erwiderten sie jene Devotionen nur mit einem leichten, flüchtigen Kopfnicken; selten lüfteten sie die eigene herrschaftliche Kopfbedeckung. Wir Kinder aber freuten uns über die feurigen, schnaubenden Pferde, die dampfend und schäumend vor dem adeligen Gefährt prunkten. Ich versäumte zudem nicht, noch regelmäßig nach der Brust der Herren zu spähen, ob dort auch ein farbiges Ordensband im Knopfloch prangte. Erblickte ich es, so rangierte dessen Besitzer für mich ohne weiteres in der Reihe der tapfersten aller tapferen pommerschen Krieger. Er galt mir als eine Art höheres Wesen. In meinen Augen war er dann nicht nur ein geborener Führer und Offizier der gewöhnlichen Soldaten, sondern auch rechtmäßiger Herr und Gebieter in anderen Dingen, der ein natürliches Anrecht darauf hatte, daß ihm jedermann mit Achtung und Zuvorkommenheit begegnete. So erzählten es uns auch die Lehrer in der Schule, und sie ermahnten uns oft, nur immer recht höflich und ehrerbietig gegen jene Herren zu sein, denn diese seien nach Gottes Willen die Obersten des Volkes. Und da mußte es doch stimmen.

Quelle: Franz Rehbein, *Das Leben eines Landarbeiters* (orig. 1911), herausgegeben von Urs J. Diederichs und Holger Rüdell. Hamburg: Christians, 1987, S. 5, 12-15.